

Erziehung trotz Vererbung

Autor(en): **Schönenberger, J.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **24 (1938)**

Heft 7

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-528082>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SCHWEIZER SCHULE

HALBMONATSSCHRIFT FÜR ERZIEHUNG UND UNTERRICHT

OLTEN + 1. APRIL 1938

24. JAHRGANG + Nr. 7

Erziehung trotz Vererbung

Unsere neue Zeit hat einen ausgesprochenen Wirklichkeitssinn. Sie kennt wie keine Zeit zuvor die Vererbung der menschlichen Anlagen, den festen Bestand, den der Mensch mit sich bringt und mit sich nimmt. Trotzdem lehnt sie, wenigstens in zuständigen Kreisen, zumeist den Erziehungspessimismus ab. Trotz der Vererbung wird die hohe Bedeutung der Erziehungsarbeit für den Menschen fast durchwegs bejaht. Freilich bleibt es immer noch dornenvolle Aufgabe, zu zeigen, inwieweit der Mensch erzieherischen Einflüssen zugänglich, inwieweit er erziehbar ist.

Wenn einmal die Forschung klar und einwandfrei die Möglichkeiten der Erziehung abgrenzt, die Unmöglichkeiten aufdeckt, werden alle Berufserzieher mit doppelter Freude und wohl auch mit vermehrtem Erfolg ihres schwierigen und verantwortungsvollen Amtes walten. Dann bleiben sie davor bewahrt, am unrichtigen Ort einzusetzen und vergebliche Arbeit zu leisten; dann können sie ihr ganzes Bemühen auf jene Punkte konzentrieren, die für ihren Einfluss empfänglich sind. Je besser die Erzieher in das lebendige Gefüge ihrer Zöglinge hineinschauen, desto eher sind sie imstande, die Erziehungsmassnahmen den Bedürfnissen anzugleichen. Die Erziehung soll ja nach dem trefflichen Wort des grossen Aquinaten ein „Adjutorium naturae“ sein, eine Hilfeleistung an die Kräfte, die in der Natur regsam angelegt sind.

Ein Bild, wie weit die heutige Forschung auf diesem Gebiete fortgeschritten ist und wieviel ihr noch zu tun übrigbleibt, gibt das

Büchlein: „Warum Erziehung trotz Vererbung?“, von G. Pfahler.

Pfahler bezeichnet jene Eigenschaften als vererbt, die unabhängig von jeder Einwirkung der Umwelt schon vorhanden sind und das ganze Leben hindurch gleichbleiben.

Da findet er zunächst drei Grundfunktionen, die im Menschen gegeben sind und konstant bleiben, die fundamental sind für das Gepräge des ererbten Charakters:

- I. Die Aufmerksamkeit.
- II. Das Gefühl.
- III. Die Lebensenergie.

Wenn wir recht sehen, fasst Pfahler in der Grundfunktion der Aufmerksamkeit die Eigenart des Verstandes und wohl auch noch des Gedächtnisses zusammen, in der Grundfunktion des Gefühls die Eigenart der Gemütsanlagen, in der Grundfunktion der Lebensenergie die dem Individuum eigene Willensverfassung. Die Grundfunktion der Aufmerksamkeit ist nach Pfahler entweder festliegend und zäh beharrend (Typus der festen innern Gehalte) oder weitwandernd u. schwach beharrend (Typus der fliessenden Gehalte). Bei der Grundfunktion des Gefühls unterscheidet er drei Formen.

Es ist a) stark ansprechbar und zwar:

1. nach der lustbetonten Seite (die von Natur heitern Menschen);
2. nach der unlustbetonten Seite (die von Natur schwerblütigen Menschen);

b) schwach ansprechbar (die kühlen Naturen).

Die Grundfunktion der Lebensenergie oder aktiven Vitalität bezeichnet Pfahler je nach dem Mass des Kraffteinsatzes a) als *stark*, b) als *schwach*.

Diese Grundfunktionen in ihren verschiedenen Formen verbinden und durchdringen sich nun zu *Grundfunktionsgefügen*, die gleichsam das Gerüst für die Charaktertypen bilden.

Da nun 2 Aufmerksamkeits-, 3 Gefühls-, 2 Energiepole angenommen werden, ergeben sich 12 Grundfunktionsgefüge. Leicht verständlich werden diese 12 Verbindungsmöglichkeiten durch die beigegebene Veranschaulichung. Numerieren wir die verschiedenen Formen der 3 Grundfunktionen fortlaufend:

I. Aufmerksamkeit:

Fest = 1; Fliegend = 2.

II. Gefühl:

Stark lustbetont = 3; stark unlustbetont = 4; schwach = 5.

III. Lebensenergie:

Stark = 6; schwach = 7.

Also: 1+6; 2+6; 1+7; 2+7

Jede dieser Kombinationen mit je einer der drei *Gefühlsformen*, ergibt 12 Grundfunktionsgefüge.

Dieses Schema soll aber „keine Truhe mit 12 Schubladen sein, in die nun mehr oder weniger gewaltsam lebendige Menschen hineingepresst werden, sondern nur ein Wegweiser zum lebendigen Menschen, den es nie zweimal in derselben Erbaugabe gibt.“ Es ist klar, dass die Grundfunktionsgefüge ihrem Inhaber ein bestimmtes Gepräge, eben ihre Art im Gehaben und Gebaren, verleihen, an der die Umwelt wenig oder nichts zu ändern vermag. Es handelt sich um Erbstücke.

Diese angeborenen Eigenschaften, die sich aus dem Grundfunktionsgefüge beim einzelnen ergeben, sind nun das lebendige Gefäss, in das die Umwelt ihre Inhalte ein-giesst. Der freie Mensch aber kann nun sol-

che Inhalte, die seinem Gepräge mehr oder weniger entsprechen, zulassen oder ablehnen, aufnehmen oder abweisen nach seinem Ermessen. So entsteht schon ein breiter Raum für die erzieherische Beeinflussung des menschlichen Willens. Noch wichtiger ist die andere Seite der Freiheitsbetätigung. Jedes dieser Grundfunktionsgefüge ist eigener Art, mehr oder weniger wertvoll oder minderwertig. Da kann nun der freie Mensch das Wertvolle in sich bevorzugen, es pflegen und pflegen lassen, oder er kann auch das Minderwertige grossziehen und grossziehen lassen. Damit aber steht der Selbst- und Fremderziehung wieder ein weites Ackerfeld zur Bebauung offen. Also trotz Bindung an die Erbmasse, an Blut, Boden und Rasse hat der Mensch die Freiheit und Möglichkeit, seine Erbanlagen in verbesserter, aber auch in verschlechterter Auflage an den Nachwuchs weiterzugeben.

Damit ist auch nach den neuesten Forschungen klar, dass der Mensch, wenigstens unter normalen Verhältnisse, nicht einfach das Opfer, sondern in weitem Bezirk der Herr seines Schicksals ist.

Man mag über die Pfahlerschen Aufstellungen urteilen wie man will — erschöpfend scheinen sie uns nicht —, man mag zu Sprangers differentiellen Typen gehen und stehen oder die aristotelische Temperamentenlehre immer noch für das Brauchbarste halten, das eine ist entscheidend: Der Mensch ist, wenn auch nicht unbegrenzt, so doch in erheblichem und bedeutsamem Masse, erziehbar und damit ist die Erziehung trotz Vererbung und Umgebung nicht nur möglich und sinnvoll, sondern notwendig und segensvoll.

Das ist nun nicht neu. So hat unsere Kirche immer gelehrt und dementsprechend sich um die Erziehung bemüht, auch als Psychologie, Psychiatrie, Pädagogik die modernen Forschungsergebnisse exakter Wissenschaften noch nicht kannten. Aber neu ist, dass ein Forscher unserer Tage und zwar in der Metropole des Dritten Reiches, wo man

sich einstweilen der Grossmacht „Blubor“ (Blut, Boden, Rasse) restlos zu verschreiben scheint, uns diese Tatsachen in neuer Beleuchtung auf Grund seiner Spezialforschungen vor die Seele hält und uns damit energisch zu guter Erziehung des Menschen auffordert.

So ist und bleibt also die Erziehung, wie

nach St. Thomas von Aquin, so auch nach Pfahler, dem Berliner Gelehrten unter Hitlers Regime, ein demütiger Dienst an den Gaben, welche die Natur und damit der Schöpfer selbst dem Menschen geschenkt hat — sie ist und bleibt eine überragend schöne Pflicht der christlichen Nächstenliebe.

Schönbrunn.

J. B. Schönenberger.

Von unserer Mundart

Im Kampfe gegen die grossdeutschen Pläne des Dritten Reiches wird bei uns nicht selten auch unsere Mundart als Zeichen unserer Sonderart ausgespielt. Und mancheiner wünscht, man möchte die Mundart wieder mehr pflegen und benutzen, nicht bloss im Umgang, sondern auch in Schule, Kirche und Parlament. Soll man sie auch schreiben? Natürlich! wird die Antwort lauten.

Da stelle ich nun die Gegenfrage: Wie soll man dann aber die Mundart schreiben? Ich nehme den schriftdeutschen Satz: „Komm mit mir.“ Soll ich nun schreiben „Chommepmer“ oder „Chummipmr“ oder „Chum mit mr“ oder „Chum mit mir“, je nachdem das „mir“ betont oder unbetont ist? Aber weder „Chomm“ noch „Chumm“ geben den richtigen Laut wieder.

Am richtigsten gibt jedenfalls „Chummipmr“ den Lautbestand an. Aber niemand wird so einfältig sein und verlangen wollen, man müsse die Mundart so schreiben, sofern man verlangt, sie sollte dann gleichzeitig den Anspruch auf Schriftsprache erheben. Denn eine Schriftsprache soll für Anderssprachige auch buchgemäss erlernbar sein. Was soll aber ein Anderssprachiger mit einem „Chummipmr“ anfangen? Soll „Chummipmr“ ein Wort sein oder mehrere? Gibt es bei solcher Schreibweise auch noch eine Grammatik? Gewiss. In der entsprechenden Grammatik wird es heissen: T vor m, b, p, und pf wird zu p. Sprich also „mit mr“ als „mipmr“. Mit andern Worten: wer die Mundart buchmässig lernen will, muss zuerst nicht mund-

artliche Formen lernen, Formen, die der hochdeutschen Schriftsprache verzwickt ähnlich sehen. Ich sage, sehr ähnlich, nicht gleich, denn unsere Mundart ist nicht ein verschliffenes, nachlässig ausgesprochenes Hochdeutsch, sondern ein verschliffenes, nachlässig, aber nach bestimmten phonetischen Regeln ausgesprochenes Oberdeutsch oder Mittelhochdeutsch. Schon seit dem hohen Mittelalter hat jede Landschaft ihre eigene Phonetik. Welche Phonetik soll nun als Grundlage genommen werden? Soll überhaupt die Phonetik die Grammatik beeinflussen? Die Fragen stellen, heisst sie verneinend beantworten. Schon im Mittelalter wusste jeder Schriftsteller, dass er nicht phonetisch, sondern grammatikalisch schreiben muss; dasselbe wussten die Kanzlisten des Reformations- und Barockzeitalters; sie bemühten sich — jeder nach bestem Wissen und Verstehen — grammatikalisch richtig zu schreiben, das heisst, jene Sprachformen zu wählen, die hinter den phonetisch-verschliffenen Formen stecken.

Die Frage kann also nicht lauten: Soll jede deutschschweizerische Landschaft oder Taltschaft in ihrer Phonetik schreiben? Denn das würde zu einem ungeheuerlichen Wirrwarr führen, und wir würden uns kaum mehr verstehen. Sondern: Sollen wir zum Mittelhochdeutschen zurückkehren und alle neuhochdeutschen Werke in dieses zurückübersetzen, wie Lachmann seinerzeit das Gudrunlied aus dem österreichischen Dialekt ins Mittelhochdeutsche zurückübersetzte?